

Dialekte : Sprechen Sie Schwyzerdütsch?

Autor(en): **Amrhein Loosli, Christine / Keller, Gabrielle**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Revue : die Zeitschrift für Auslandschweizer**

Band (Jahr): **30 (2003)**

Heft 6

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-909920>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

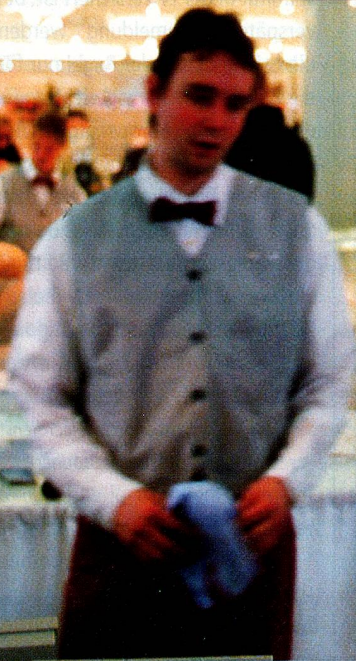
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Grüezi!
Schweizer Wochen



GROS LOERRACH WILK



Sprechen Sie Schwyzerdütsch?

An Radio und Fernsehen wird immer mehr schweizerdeutsch gesprochen. Das mag ja ganz heimatverbunden klingen. Nur verstehen es weder Romands noch Tessiner. Von den Ausländern ganz zu schweigen.

CHRISTINE AMRHEIN LOOSLI*

«**WIE KÖNNEN SICH DIE MEDIEN** eines mehrsprachigen Landes erlauben, einen Grossteil der Informationssendungen an Fernsehen und Radio in Mundart zu übermitteln?», fragt der Chefredaktor der norddeutschen «Dithmarscher Landeszeitung», Gerhard Wagner. Wie sollen sich nicht deutschschweizerische Eidgenossen, Touristen und Ausländer auf dem Laufenden halten?

Radio und Fernsehen (SSR SRG idée suisse) haben einen durch den Bund finanzierten Informationsauftrag. «Die SRG berücksichtigt in der Gesamtheit ihrer Programme die Eigenheiten des Landes und die Bedürfnisse der Kantone», lautet Artikel 26 des Radio- und Fernsehgesetzes des Bundes. Zu den Eigenheiten des Landes zählt die Mehrsprachigkeit.

Zurechtfinden in der Diglossie

Die sprachliche Situation der Deutschschweizer ist eine besondere. Ihre Muttersprache wird nicht geschrieben. Sehr früh müssen sie sich mit einer Schrift- oder Amtssprache auseinander setzen. Diese unterscheidet sich erheblich von den Mundarten. Für die meisten bleibt die Schriftsprache zeitlebens eine Fremdsprache, die sie nach Möglichkeit vermeiden. Friedrich Dürrenmatt: «Ich rede Berndeutsch und ich schreibe Deutsch. (...) Ich muss immer wieder die Sprache, die ich rede, verlassen, um eine Sprache zu finden, die ich nicht reden kann.»

Die Weigerung, Hochdeutsch zu benutzen, zieht immer grössere Kreise. Radio und Fern-

◀ Mit einem währschafte «Grüezi!» gibt die Migros in Lörrach (D) den helvetischen Ton an.

sehen senden vermehrt in Dialekt, selbst grosse Tageszeitungen scheuen nicht davor zurück, Dialektausdrücke in Texten und Titeln zu verwenden. Und der zwanglose Mail- und SMS-Verkehr unter Jugendlichen geschieht fast ausschliesslich in Mundart.

Sprache hat nicht nur mit Kommunikation, sondern sehr viel mit Identifikation zu tun. «Über das Reden drücken wir unsere Verbundenheit mit einer Region oder einer Nation aus und signalisieren eine spezifische Zugehörigkeit», sagt der Zürcher Jugendpsychologe Allan Guggenbühl. Wer eine Sprache nicht sprechen will, drückt also damit aus, dass er sich von einer Gruppe abgrenzt.

Zu diesem Schluss kommt auch Léon Huber, ein Liebhaber der gepflegten Sprache. Er ist am Theater tätig und war während 33 Jahren Nachrichtensprecher am Schweizer Fernsehen. «Das dritte Weltreich hängt noch immer in den Köpfen nach», sagt er. In den Filmen zu diesem Thema werde bewusst kantig und preussisch gesprochen, so dass Deutsch unsympathisch wirke und vermieden werde.

Auch Dialekte pflegen

«Ein guter Sprecher spricht aber kein prononciertes Deutsch, weder preussisch noch berlinerisch», hält Léon Huber fest. Die Sprache müsse harmonisch klingen und ein gefälliges Niveau haben, das von allen verstanden werde. Für ihn ist klar, dass es den Radio- und Fernsehsprechern obliegt, die Amtssprache zu pflegen. Das «Reden, wie einem der Schnabel gewachsen ist», bringe in der Schriftsprache oft Wörter und Wendungen hervor, die keine Qualität mehr hätten und nur noch peinlich wirkten, so der Berufssprecher. Im Ausland riskiere man, nicht

ernst genommen zu werden. «Allerdings habe ich gar nichts gegen Dialekt», fügt Léon Huber bei, dessen Schweizerdeutsch nicht weniger gepflegt klingt als seine Schriftsprache. Ganz klar habe Mundart ihren Platz, aber in den Medien sollten Dialektsendungen als solche gekennzeichnet werden. Ausserdem seien sehr ausgeprägte Dialekte wie zum Beispiel Walliserdeutsch selbst für viele Deutschschweizer schwer verständlich.

Wenn sich sogar Deutschschweizer mit gewissen Mundarten schwer tun, wie viel schwieriger – wenn nicht gar unmöglich – wird es für anderssprachige Eidgenossen, von Ausländern gar nicht zu sprechen. Schon aus diesem Grund sollte die Amtssprache gepflegt werden, «denn wir sind auf Touristen angewiesen und stolz darauf, welche zu haben», sagt Léon Huber.

Die Zunahme der Mundart in den Deutschschweizer Medien ist für ein Land, das im Schnittpunkt dreier europäischer Sprachkulturen steht, eine zweifelhafte Entwicklung, die bestimmt nicht zur Verständigung beiträgt. Und die Frage des Chefredaktors Wagner am anderen Ende der Deutschsprachigkeit, ob die Deutschschweizer Medien so ihrem nationalen Informationsauftrag gerecht werden, beantwortet Léon Huber bei aller Liebe zum Dialekt mit einem klaren Nein.

*Christine Amrhein Loosli ist freischaffende Journalistin in Frick und Heide (D).

So tönt's für deutsche Ohren

Schweizerdeutsch ist eine Sammlung hochalemannischer Dialekte. Linguisten haben insgesamt hunderte von verschiedenen Deutschschweizer Mundarten unterschieden. Die relativ geringe räumliche Mobilität bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts hat dazu geführt, dass sich die Dialekte teilweise sehr stark voneinander unterscheiden, bisweilen sogar so stark, dass auch die Schweizer untereinander Verständigungsprobleme haben.

Wenn Schweizer Hochdeutsch sprechen, haben sie oft einen ziemlichen Schweizer Akzent (dunkles A, rauhes Ch, singender Tonfall), den sie aber nicht als Fehler betrachten – ein Schweizer, der ein perfektes Bühnendeutsch spricht, wird von seinen Landsleuten eher skeptisch angeschaut. Die-

ses Hochdeutsch mit ausgeprägtem Schweizer Akzent wird oft von Deutschen irrtümlicherweise für Schweizerdeutsch gehalten.

Faustregel: Wenn die Vokale in etwa gleich sind wie im Deutschen, ist es Schweizer Hochdeutsch, nicht Schweizerdeutsch.

gk 

Aus der freien Enzyklopädie «Wikipedia»

LINKS ZUM THEMA

<http://www.schweiz-in-sicht.ch>: Unter Föderalismus und Mehrsprachigkeit werden Themen wie Kommunikation und Landessprachen behandelt. <http://www.hallo-schweiz.de>: Eine deutsche Schmunzelseite über die Pleiten, Pech und Pannen, die Deutsche in der Deutschschweiz erleben. <http://de.wikipedia.org/wiki/Schweizerdeutsch>: Über die Entstehung der

Dialekte, den Umgang mit der Schriftsprache. Link zum Schweizerdeutschen Wörterbuch.

<http://nzz.de/2003/07/01/se/page-article8XRLB.html>: Allan Guggenbühl, Jugendpsychologe, zum Thema «Schweizerdeutsch als emotionale Heimat». <http://dialects.from.ch>: Haben Sie den Dialekt Ihres Vaters oder Ihrer Mutter übernommen? Hier können Deutschschweizer ihren Dialekt testen. www.dialektwoerter.ch: Sammlung schweizerdeutscher Dialektwörter.

Wenn's unbedingt sein muss ...

«Deutsch lernen ist schon schwer genug, aber erst <Schwyzerdütsch>, darauf kannst du lange warten. Nie könnte ich solche Laute hinkriegen!» Diese in einem Lausanner Bus aufgeschnappte Bemerkung zeigt, dass das Klischee weiterhin blüht.

BEI SOLCHEN EINGESTÄNDNISSEN der Hilflosigkeit handelt es sich nach Ansicht der Deutschlehrerin Sabine Aquilini «nicht um ein Klischee, sondern um eine Realität. Deutsch ist eine schwer zu erlernende Sprache. Und die Tatsache, dass Mundart (von welcher sprechen wir?) keine Schriftsprache ist, obwohl es eine auf der Zürcher Mundart beruhende Grammatik gibt, macht die Sache noch schwieriger.»

François Grin, Professor an der Genfer Übersetzerschule und Bildungswissenschaftler, relativiert: «Die Behauptung, die Welschen würden die deutsche Sprache nicht mögen, ist falsch. Seit Nina Hagen gilt Deutsch als cool, und mit dem Abbau der Grenzen hält dieser Trend an. Anders liegt die Sache bei der Mundart: Diese lässt sich kaum erlernen, weil sie nicht unterrichtet wird.»

Not kennt kein Gebot

Das Problem liegt auch in der Geografie begründet. Je mehr sich der Romand nämlich der Saane nähert, desto eigentümlicher präsentiert sich ihm die Situation, sagt Sabine Aquilini, die als Direktorin der Migros-Klubschule in Freiburg amtiert. Viele Leute brauchen hier das Schriftdeutsche bei der Arbeit. Für die verbale Kommunikation stellen sie sofort auf Mundart um. «Obwohl die Studenten des Schweizerdeutschen auch hier in der Minderheit sind, sind sie in Freiburg bedeutend zahlreicher als in Genf. Sie sind mit grossem Eifer bei der Sache, denn sie

möchten sich bei der Arbeit möglichst gut integrieren. Oder sie sind mit jemandem aus dem deutschen Sprachraum verheiratet.»

Wer als Romand in Zürich lebt, hat sich dazu entschlossen, ganz in den deutschen Sprachraum einzutauchen. Marine Heitz etwa arbeitet in einer Versicherungsgesellschaft der Zwinglistadt: «Bei der Arbeit spreche ich Deutsch, aber ich verstehe auch Mundart. Viele Kollegen und Kunden sind froh, dadurch nicht schriftdeutsch mit mir sprechen zu müssen.»

Den Bereich der persönlichen Kommunikation bezeichnet François Grin als «Komfortzone»: «Da es sich nicht um ihre Muttersprache handelt, tun sich viele Deutschschweizer schwer mit Hochdeutsch, und die Kommunikation in dieser Sprache wirkt künstlich.» Der Welsche seinerseits spürt diese Hemmung (gewisse Leute sprechen sogar von einem Komplex), die besonders in der Gruppe ein Gefühl des Ausgeschlossen-seins bewirken kann. Es sei denn, so François Grin, der Romand zeigt sich besonders anpassungsfähig und stellt wie Marine Heitz seinen guten Willen unter Beweis.

Aber das genügt nicht immer. «Meine Kinder gehen in die Quartierschule, und von den dortigen Lehrern sprechen einige nur schlecht Hochdeutsch. Die Fehler in den offiziellen Schuldokumenten zähle ich schon gar nicht mehr ...», empört sich der gebürtige Tessiner Mariano Masserini, der seit Jahren in Bern lebt. «Die Mundart ist

dermassen im Alltag verwurzelt, dass sie häufig sogar von Intellektuellen als offizielle Sprache anerkannt wird. Auch im Tessin gibt es verschiedene Dialekte, was uns jedoch nicht daran hindert, Italienisch zu lernen, um uns mit Nichttessinern zu verständigen. Das ist eine Frage des Anstands.»

Schwierige Beziehungen

Fazit: Eine Sprachbarriere existiert – und diese stellt paradoxerweise auch eine Bereicherung dar. «Obwohl der Gebrauch der Mundart auf lokaler Ebene integrierend wirkt, erschwert er die Beziehungen zu anderen Gemeinschaften», gibt René Knüsel zu bedenken. Deshalb ist der an der Universität Freiburg dozierende Professor der Meinung, dass «Italienisch- und Französischsprachige im Kontakt mit Deutschschweizern Anrecht auf die Kommunikation in einer Hochsprache haben». Der Experte (*) geht noch weiter und fordert – da ein Grossteil der Deutschsprachigen Mühe mit dem Hochdeutschen bekundet –, dass das Französische oder das Italienische zu bevorzugen wäre.

Obwohl sie nicht ganz so weit gegangen sind, haben die Bundesbehörden den Gebrauch von «Schwyzerdütsch» während der Sessionen in Bern verboten. Eine lobenswerte Geste, auch wenn sie die sprachlichen Machtverhältnisse kaum verschieben: Ein Westschweizer Parlamentarier, der des Deutschen nicht mächtig ist, hat keine Chance, jenseits der Saane durchzudringen. Für Deutschsprachige trifft dasselbe zu, auch wenn es in diesem Land weniger von Belang ist.

Isabelle Eichenberger 

* René Knüsel: «Plurilinguisme et enjeux politiques», Payot, 1994.